

Spaziergänge
-
politisch-literarisch

Jürgen Bellers,
Markus Porsche-Ludwig

Spaziergänge
-
politisch-literarisch

Verlag Traugott Bautz GmbH
Nordhausen 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2020
ISBN 978-3-95948-466-4

Vorwort

Schriftsteller leben in und aus ihrer sozialen, politischen und literarischen Umwelt, die prägt sie, und die können sie auch prägen – mit ihren Figuren und Geschichten, die eigenes Leben entwickeln. Und Nietzsche erwanderte so seine Umwelt und seine Philosophie. Auch deshalb wurde er nicht dogmatisch.

All das gilt besonders für große Ballungsräume, wie z.B. Berlin. Manche deutsche Schriftsteller, insbesondere der 1920er Jahre, lebten und wirkten dort. Ohne Berlin sind ihre Werke nicht zu verstehen, und sei es nur, dass sie sich dem Moloch Berlin ins ländliche Umland zu entziehen suchten, siehe der „Stechlin“ von Fontane oder seine „Wanderungen“, – und für manche wurde der Dubslav von Stechlin in seiner konservativen Weltweisheit zum Vorbild. Der „Alexanderplatz“ von Döblin ist ein Berliner Roman, dessen Figuren und deren Gefährdungen kannte er aus seiner Berliner Arztpraxis.

Die Beziehungen eines Autors zu Berlin können auch antagonistisch sein, so bei dem Faschisten Bronnen und dem Auschwitz-Denkmal. Ob die Beziehungen des DDR-Autors Becher zur Stasi in der Normannenstraße, Berlin, antagonistisch waren, überlassen wir dem Leser.

Und auch Hegel und die Humboldts lebten und wirkten in Berlin.

All diese und mehr lassen wir Revue passieren, um aufzuzeigen, wie sie ihre Umwelt sahen und von ihr gesehen wurden.

Siegen und Hualien, im Februar 2020

Jürgen Bellers & Markus Porsche-Ludwig

INHALT

1	Unter den Linden – Theodor Fontane	9
2	Stechlin – Theodor Fontane	14
3	Rheinsberg – Kurt Tucholsky	17
4	Auschwitz-Denkmal – Arnolt Bronnen, Gottfried Benn, Carl Schmitt	21
5	Stasi-Museum – Johannes R. Becher	25
6	Pergamon-Altar – Peter Weiss	28
7	Mauer – Bertolt Brecht	35
8	Reichstag – Rosa Luxemburg	37
9	Berliner Häfen – Georg Heym	40
10	Humboldt-Universität – Georg Wilhelm Friedrich Hegel	42
11	Luiseninsel im Tiergarten – Walter Benjamin	46
12	Friedrichstraße 1848 – Otto von Bismarck	49
13	Alexanderplatz – Alfred Döblin	51
14	Neue Wache in Berlin – Heiner Müller	54
15	Schloss Tegel – Wilhelm von Humboldt	56
16	Puffs – Heinrich Zille	59
	<i>Abkürzungen</i>	60
	<i>Die Autoren</i>	62

1 Unter den Linden – Theodor Fontane

Berlin ist die Stadt des größten deutschen Roman-Schriftstellers des 19. Jahrhunderts, Theodor Fontane (1819–1898). Erich Kästner sagte, Fontane habe Berlin zum zweiten Mal erfunden. Vielen ist hier evt. noch aus der Schulzeit der Roman „Effi Briest“ präsent: Die verheiratete Effi geht kurz und fast schon harmlos „fremd“ und wird daraufhin von ihrem Ehemann und ihren Eltern brutal verstoßen.

Fontane schildert auch die mondäne Welt Berlins, wie sie aus der folgenden Passage des Romans „Der Stechlin“ [24. Kap.] hervortritt:

Der Baron Berchtesgadensche Wagen fuhr am Kronprinzen-Ufer vor und die Baronin, als sie gehört hatte, daß die Herrschaften oben zu Hause seien, stieg langsam die Treppe hinauf, denn sie war nicht gut zu Fuß und ein wenig asthmatisch. Armgard und Melusine begrüßten sie mit großer Freude. »Wie gut, wie hübsch, Baronin«, sagte Melusine, »daß wir Sie sehn. Und wir erwarten auch noch Besuch. Wenigstens ich. Ich habe solch Kribbeln in meinem kleinen Finger, und dann kommt immer wer. Wrschowitz gewiß (denn er war drei Tage lang nicht hier) und vielleicht auch Professor Cujacius. Und wenn nicht der, so Dr. Pusch, den Sie noch nicht kennen, trotzdem Sie ihn eigentlich kennen müßten, – noch alte Bekanntschaft aus Londoner Tagen her. Möglicherweise kommt auch Frommel. Aber vor allem, Baronin, was bringen Sie für Wetter mit? Lizzi sagte mir eben, es neble so stark, man könne die Hand vor Augen nicht sehn.«

»Lizzi hat Ihnen ganz recht berichtet, der richtige London Fog, wobei mir natürlich Ihr Freund Stechlin einfällt. Aber über den sprechen wir nachher. Jetzt sind wir noch beim Nebel. Es war draußen wirklich so, daß ich immer dachte, wir würden zusammenfahren; und am Brandenburgerthor, mit den großen Kandelabern dazwischen, sah es beinah' aus wie ein Bild von Skarbina. Kennen Sie Skarbina?« [...]

[Theodor Fontane, Der Stechlin (1898), 2. Aufl., Berlin 1899, S. 297 f.]

Zur Einführung in die damalige Situation und Gegend ein Bild vom damaligen Berlin um die Jahrhundertwende von 1900, am Spreebogen beim heutigen Kanzleramt. (Die Gegend sieht heute ganz anders aus.)



[Quelle: wikipedia]

Sie müssen Unter die Linden gehen, Kreuzung mit der Friedrichstraße, um sich einen ungefähren Eindruck von der Fontane-Zeit machen zu können, mit den imperial-palaisartigen, block- und festungshaften Quadergebäuden, vor und in denen die Fontane-Szene aus dem Stechlin oben spielt.

Fontane war allerdings gegenüber Berlin ambivalent eingestellt: Einerseits wusste er, dass hier die wohl unvermeidliche, neue Zeit begann; andererseits war ihm die städtische Aristokratie, die sich mit dem Bürgertum und der Universität verband, zu präntiös und stilisiert, wie auch aus der oben wiedergegebenen „Konversation“ deutlich wird.



Ecke Unter den Linden/Friedrichstraße
[Quelle: www.akpool.de]

Ebenso ist unbedingt zu vermerken, dass heutzutage in einer sozialkritisch einseitig dominierten Zeit das Fontane-Bild vor allem durch „Effi Briest“ verfälscht ist. Fontane war ein Konservativer, der der neuen, industriellen Zeit durchaus skeptisch gegenüberstand, und der daher stets Ausgleich in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ suchte. Auf dem Land und beim bodenständigen, niederen Landadel lag sein Herz, die Stadt war für ihn nur eine Angelegenheit der Vernunft. Daher muss man nach „Unter den Linden“ zum Stechlin-See fahren, nördlich von Berlin, um das zu verstehen, zu erfühlen.

WEGE ZUM STECHLIN-SEE:

Mit dem Auto:

→ von Norden:

- auf der B 96 bis Fürstenberg/Havel
- im Ort der Ausschilderung Richtung Neuglobsow/Rheinsberg folgen
- Fürstenberg/Havel – Neuglobsow ca. 10 km

→ aus Richtung Hamburg:

- der A 24 bis Abfahrt Pritzwalk folgen

- dort weiter auf der B 189 bis nach Wittstock
- im Ort der Ausschilderung Richtung Rheinsberg (L 15) folgen
- in Rheinsberg der L 15 in Richtung Menz/Neuglobsow folgen
- Rheinsberg – Neuglobsow ca. 17 km

→ *von Süden:*

- aus Richtung A 2 oder A 9 weiter auf der A 10 (Richtung Hamburg) bis Dreieck Havelland
- dort weiter auf der A 10 (Richtung Frankfurt [Oder]) bis zum Dreieck Oranienburg
- dort weiter auf der B 96 (Richtung Oranienburg/Stralsund) bis Gransee
- im Ort der Ausschilderung Richtung Neuglobsow/Menz folgen
- Gransee – Neuglobsow ca. 20 km

Mit der Bahn:

Bahnhof/ Haltestelle	Zeit	Gleis	Produkte	Weitere Informationen
Berlin Hbf (tief)	<i>ab</i> 06:42	5	RE (4352)	Regional-Express Richtung: Rostock Hbf; Fahrradmitnahme begrenzt möglich, Fahrzeuggebundene Einstiegshilfe vorhanden; Betreiber: DB Regio AG Nordost
Fürstenberg (Havel)	<i>an</i> 07:43	2		

Fußweg 3 Min.

Bahnhof, Fürstenberg (Havel)	<i>ab</i> 08:00		Bus 839	Bus Richtung: Neuglobsow, Stechlin; keine Fahrradbeförderung möglich, Behinderten-
------------------------------	--------------------	--	---------	--

gerechtes Fahrzeug

Neuglobsow, an
Stechlin 08:17

Hinweise:
Fährt nicht täglich

[Quelle: www.reiseauskunft.bahn.de]



Fontane-Denkmal, Thomas-Dehler-Straße im Großen Tiergarten
[Quelle: www.stadt.berlin.de]

2 Stechlin – Theodor Fontane

Der Stechlin, Kap. 1, von Theodor Fontane (1819–1898):

Schloß Stechlin

Im Norden der Grafschaft Ruppın, hart an der mecklenburgischen Grenze, zieht sich von dem Städtchen Gransee bis nach Rheinsberg hin (und noch darüber hinaus) eine mehrere Meilen lange Seenkette durch eine menschenarme, nur hie und da mit ein paar alten Dörfern, sonst aber ausschließlich mit Förstereien, Glas- und Teeröfen besetzte Waldung. Einer der Seen, die diese Seenkette bilden, heißt »der Stechlin«. Zwischen flachen, nur an einer einzigen Stelle steil und quaiartig ansteigenden Ufern liegt er da, rundum von alten Buchen eingefaßt, deren Zweige, von ihrer eignen Schwere nach unten gezogen, den See mit ihrer Spitze berühren. Hie und da wächst ein wenig von Schilf und Binsen auf, aber kein Kahn zieht seine Furchen, kein Vogel singt, und nur selten, daß ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Alles still hier. Und doch, von Zeit zu Zeit wird es an eben dieser Stelle lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Aschenregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe. Das wissen alle, die den Stechlin umwohnen, und wenn sie davon sprechen, so setzen sie wohl auch hinzu: »Das mit dem Wasserstrahl, das ist nur das Kleine, das beinah Alltägliche; wenn's aber draußen was Großes gibt, wie vor hundert Jahren in Lissabon, dann brodel't hier nicht bloß und sprudelt und strudelt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein.«

Das ist der Stechlin, der See Stechlin.

Aber nicht nur der See führt diesen Namen, auch der Wald, der ihn umschließt. Und Stechlin heißt ebenso das langgestreckte Dorf, das sich,

den Windungen des Sees folgend, um seine Südspitze herumzieht. Etwa hundert Häuser und Hütten bilden hier eine lange, schmale Gasse, die sich nur da, wo eine von Kloster Wutz her heranführende Kastanienallee die Gasse durchschneidet, platzartig erweitert. An eben dieser Stelle findet sich denn auch die ganze Herrlichkeit von Dorf Stechlin zusammen; das Pfarrhaus, die Schule, das Schulzenamt, der Krug, dieser letztere zugleich ein Eck- und Kramladen mit einem kleinen Mohren und einer Guirlande von Schwefelfäden in seinem Schaufenster. [...]

[Theodor Fontane, Der Stechlin (1898), 2. Aufl., Berlin 1899, S. 1–4, Herv. i. Orig.]



Großer Stechlin-See

[Quelle: www.stechlin.de]

Machen Sie eine rd. vierstündige Wanderung um den See, um ihn einatmen zu können. Das noch bestehende Schloss Stechlin ist weniger attraktiv, zumal der Roman teils fiktiv ist. Beginnen Sie den Rundgang in Neuglobsow am Stechlinsee-Center. Aber Sie können auch an jeder sonstigen Stelle den Weg beginnen.

Sie spüren am See eine tiefe, glasklare Ruhe und Insichgekehrtheit, die sich krass von der Stadt Berlin unterscheidet. Das schildert Fontane sowohl im obigen Romananfang als auch während des gesamten Romans in

zahllosen Gesprächen, die sacht dahinplätschern, aber doch auch Tiefe haben, so wenn der mit der SPD sympathisierende Pastor Lorenzen auch auf die Notwendigkeit allmählicher Änderungen hinweist, dem keiner, auch nicht Fontane, widerspricht. Er sagte selbst, dass der Roman aus nicht mehr als dem Tod des Barons zu Stechlin und den zwei Hochzeiten der Kinder besteht. Vergangenheit, Tradition und Zukunft vermählen sich. Das Bürgertum mit seinen tollpatschigen Vertretern wird etwas belustigt geschildert, aber ernst genommen und eingeladen, so wie manche Vertreter des alten Adels (so die Schwester des Barons und strenge Äbtissin) ironisiert werden. Fontane sucht den ruhigen Ausgleich, da er weiß, dass sich Geschichte wiederholt, wie ein Mythos, der das immer Gleiche umfasst, der Mythos vom Roten Hahn, der Revolution, die immer dann – so Fontane oben – vom anderen Ende der Welt durch den See eruptiv aufzischt, wenn dort ferne Vulkane ausbrechen. Das heißt politisch: Wenn man nicht ausgleicht, dann kommt es zur blutigen Revolution, ganz unerwartet von den entferntesten Bereichen her. Das ist die Botschaft Fontanes und des Stechlin-Sees.

Wenn Sie früh nach Stechlin starten, haben sie auch noch Zeit für Rheinsberg.

Rheinsberg und Tucholskys gleichnamiger Roman von 1912.

3 Rheinsberg – Kurt Tucholsky

Unter dem Berliner Gewirr litt auch Kurt Tucholsky (1890–1935), der dem meist durch Gesellschaftskritik begegnete, in Rheinsberg aber mit roman-tischer Leichtigkeit und schöner Weltflucht: „ein Bilderbuch für Verlieb-te“, so hieß der Roman „Rheinsberg“ im Untertitel.

Zunächst daher als Kontrast zu Schloss Rheinsberg ein Berlin-Text von T.:

Berlin! Berlin!

*Quanquam ridentem dicere verum
Quid vetat?*

Über dieser Stadt ist kein Himmel. Ob überhaupt die Sonne scheint, ist fraglich; man sieht sie jedenfalls nur, wenn sie einen blendet, will man über den Damm gehen. Über das Wetter wird zwar geschimpft, aber es ist kein Wetter in Berlin.

Der Berliner hat keine Zeit. Der Berliner ist meist aus Posen oder Breslau und hat keine Zeit. Er hat immer etwas vor, er telefoniert und verab-redet sich, kommt abgehetzt zu einer Verabredung und etwas zu spät – und hat sehr viel zu tun.

In dieser Stadt wird nicht gearbeitet –, hier wird geschuftet. (Auch das Vergnügen ist hier eine Arbeit, zu der man sich vorher in die Hände spuckt, und von dem man etwas haben will.) Der Berliner ist nicht flei-ßig, er ist immer aufgezogen. Er hat leider ganz vergessen, wozu wir eigentlich auf der Welt sind. Er würde auch noch im Himmel – vorausge-setzt, daß der Berliner in den Himmel kommt – um viere »was vorha-ben«.

Manchmal sieht man Berlinerinnen auf ihren Balkons sitzen. Die sind an die steinernen Schachteln geklebt, die sie hier Häuser nennen, und da sitzen die Berlinerinnen und haben Pause. Sie sind gerade zwischen zwei

Telephongesprächen oder warten auf eine Verabredung oder haben sich – was selten vorkommt – mit irgend etwas verfrüht – da sitzen sie und warten. Und schießen dann plötzlich, wie der Pfeil von der Sehne – zum Telefon – zur nächsten Verabredung.

Die Stadt zieht mit gefurchter Stirne – sit venia verbo! – ihren Karren im ewig selben Gleis. Und merkt nicht, daß sie ihn im Kreise herumzieht und nicht vom Fleck kommt.

Der Berliner kann sich nicht unterhalten. Manchmal sieht man zwei Leute miteinander sprechen, aber sie unterhalten sich nicht, sondern sie sprechen nur ihre Monologe gegeneinander. Die Berliner können auch nicht zuhören. Sie warten nur ganz gespannt, bis der andere aufgehört hat, zu reden, und dann haken sie ein. Auf diese Weise werden viele Berliner Konversationen geführt. [...]

[Kurt Tucholsky, Berlin! Berlin! (1919), in: ders., Gesamtausgabe, Bd. 3, hgg. v. Stefan Ahrens u.a., Reinbek b. Hamburg 1999, S. 236 f.]

Nun – zur Erholung – der Schluss aus der Rheinsberg-Liebesgeschichte:

[...] Und sie gingen durch den dämmerigen Park, in dem die Baumgruppen erdunkelten, sich schwärzlich auseinandersoben ... Der Himmel war am Nachmittag schimmernd klar gewesen, – noch spannte er sich wie ein ungeheurer Bogen von Osten nach Westen, aber nun hatte er eine dunkle Färbung angenommen, er war fast schwarz, und weiße Wolkenflecken zogen rasch unter ihm dahin.

Gewiß blies hier der Wind immer so in die Baumwipfel, daß sie aufrauschten, strich durch die Stämme, raschelte schleifend im Laub ... Sie empfanden: Abschied. Sie mußten fort. Leises Trauern ... noch einmal zogen sie die reine Luft ein. Abschied. Eine neue Etappe. Aber diese haben wir gelebt.

Der Weg führte auf einen Hügel, durch Wiesen und an schwärzlichen Sträuchern vorbei. Sie sprachen nichts. In der Höhe glänzten helle Fens-

ter einer Villa. Töne? ... Da oben gab es Musik. Sie schritten aufwärts. Blieben im Dunkel stehen. Das gelbe Licht traf sie nicht: es bestrahlte einige Zweige der Linden, die am Haus gepflanzt waren. War es ein Ball?

–

Ein Walzer kam. – Die Geigen – es mußte eine starkbesetzte Kapelle sein – zogen süß dahin, sie sangen das Thema, ein einfaches, liebliches, in langen Bogenstrichen. Verstummten. Aber nun nahmen es alle Instrumente auf, forte, und es war, wie wenn zarte Heimlichkeiten ans Licht gezogen würden. Mit Wehmut dachte man an die Pianopassagen. Aber auch so machte es einen schweben, und der Rhythmus, dieser wiegende, schleifende Rhythmus zuckte und warb. Sie standen unruhig, hatten sich bei den Händen gefaßt, reckten sich ... Und da brach die Lustigkeit prasselnd durch: in tausend kleinen Achteln, die klirrten, wie wenn glitzernde Glasstückchen auf Metall fielen, brach sie durch, die Geigen jubelten und kicherten, die Bässe rummelten fett und amüsiert in der Tiefe, und auch der Zinkenist machte kein Hehl daraus, daß ihn das Ganze aufs höchste erfreute. Der Teil wiederholte sich, wieder kletterten die Geigen in die schwindelnde Höhe, guckten von ihrem hohen Sopran in die Welt, und schließlich lösten sich die Töne auf zierliche, spielerische Weise in nichts auf. Dröhnten nicht drei Paukenschläge? – Ein Dominantakkord erklang; ein Lauf, von der Flöte gepfiffen, machte neugierig, gespannt ... Und wieder ein Lauf, die Geigen folgten, die Melodie blieb auf einem neuen Dominantakkord stehen ... Pause ... Und das alte, süße Thema kehrte in den Geigen wieder, hier war Erinnerung, heimliche Freuden und alles verliebte Flüstern der Welt! – Und da packte es die zwei, und sie drehten sich langsam, schwebend, und sie tanzten auf dem struppigen Rasen, schweigend, ruhig anfangs, dann schneller und schneller ... Noch einmal bliesen Fanfaren königlich und stolz, kaum wiederzuerkennen, das Thema, dann wirbelten die beiden tanzend den Abhang herunter.

Und kehrten zurück und packten ein, fuhren in dem rumpligen Hotelwagen zur Bahn, bestiegen in Löwenberg den D-Zug und fuhren durch die Nacht, brausend, aufgewühlt, nach Berlin.

In die große Stadt, in der es wieder Mühen für sie gab, graue Tage und

sehnsüchtige Telefongespräche, verschwiegene Nachmittage, Arbeit und das ganze Glück ihrer großen Liebe.

[Kurt Tucholsky, Rheinsberg (1912), in: ders., Gesamtausgabe, Bd. 1, hgg. v. Bärbel Boldt u.a., Reinbek b. Hamburg 1997, S. 123–125, Herv. i. Orig.]

Das Schloss Rheinsberg entspricht ein wenig dem Liebeständeln im Roman. Es ist Rokoko-Architektur: Rundungen, rote Dächer, Fensterbögen, im Innern Gold, Türme, vielfältige Verspieltheiten, luftige Galerien ... Es ist eine Freude, dort zu leben, vor allem im Sommer, wenn man das sieht und womöglich dort lebt, da auch die andere Seite des Barock, dem der Rokoko entstammt, fehlt, die des Memento mori, dass wir alle sterben müssen und daher der Schönheit nicht voll verfallen dürfen. Für solches Gedenken des Todes bei aller Schönheit der von Gott so geschaffenen Welt war Preußen zu aufgeklärt, insbesondere Friedrich der Große, was hier durchaus negativ gemeint ist.



[Quelle: www.fotocommunity.de]

4 Auschwitz-Denkmal – Arnolt Bronnen, Gottfried Benn, Carl Schmitt



[Quelle: www.landesvertretung-niedersachsen-berlin.de]

Weg: Mit der U-Bahn bis zur Mohrenstr./Glinkastr. (Berlin) (U): U 2

Was kommt im Auschwitz-Denkmal zum Ausdruck? Für uns sind die Ste-len Ausdruck dafür, dass der Mensch zu bloß manipulierbarem Stein wird. Er ist nur noch nichts wie Stein, ohne Seele und Würde.

Welche Autoren soll oder muss man am Auschwitz-Denkmal nennen?

ARNOLT BRONNEN (geb. 1895), Mitarbeiter von Bertolt Brecht in Berlin, langjährig wohnhaft in Berlin und 1959 im kommunistischen Ost-Berlin gestorben.

Bis 1940 arbeitete er für den Nazi-Rundfunk. 1920 war er insbesondere in der linken Szene durch sein expressionistisches Drama „Vatermord“ bekannt geworden. Hier wird ein sexuell erwachender Jugendlicher gezeigt, der im Kampf gegen seinen Vater diesen ermordet. Expressive Kraft scheint alles rechtfertigen zu können. Der linke Kampf gegen die Unge-rechtigkeiten der Welt kann schnell in den National“sozialismus“ umkip-pen.

[...] Ich verurteile!

Anzuklagen brauchen wir nicht. Wir selbst sind die Anklage. Wir sind eine furchtbare Anklage gegen die Unterdrücker der Jugend.

Wir haben lange genug angeklagt. Jetzt ist es Zeit, zu verurteilen. Wir müssen eine große Abrechnung halten. An den Kragen müssen wir ihnen! Wir müssen das Alter aus der Jugend hinauswerfen!

Es muß nun angefangen werden.

Kein Mittel darf uns zu schlecht sein.

Mit Wut sollen wir kämpfen, grausam, unerbittlich. Alles niederreißen – niederhauen – morden und brennen – diese Hunde ans Kreuz schlagen – sie martern – steinigen – ohne alle Gnade – wie die Hunnen über sie herfallen – in blutgierigen Massen – mit fletschenden Zähnen – mit Krallen und Fäusten – in Haß – in wildem – un-er-meßlichem Haß – ans Kreuz mit ihnen – ans Kreuz – [...]

[Arnolt Bronnen, Die Geburt der Jugend (1922), Nendeln 1973]

GOTTFRIED BENN (1886–1956)

Gottfried Benn, Der Arzt II:

*Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch –:
geht doch mit anderen Tieren um!
Mit siebzehn Jahren Filzläuse,
zwischen üblen Schnauzen hin und her,
Darmkrankheiten und Alimente,
Weiber und Infusorien,
mit vierzig fängt die Blase an zu laufen –:
meint ihr, um solch Geknolle wuchs die Erde
von Sonne bis zum Mond –? Was kläfft ihr denn?
Ihr sprecht von Seele – was ist eure Seele?*